



Dokumentation zur
**VERLEIHUNG DES
PREISES DES
HISTORISCHEN KOLLEGS**

an
Professor Dr. Karl Schlögel

11. November 2016



IMPRESSUM

Historisches Kolleg
Geschäftsführer Dr. Karl-Ulrich Gelberg
Kaulbachstr. 15
80539 München
www.historischeskolleg.de

MÜNCHEN 2017

Redaktion: Dr. Jörn Retterath
Fotos: Stefan Obermeier
Gestaltung: Isabel Große Holtforth



Professor Dr. Karl Schlögel



Professor Dr. Andreas Wirsching

BEGRÜßUNG DURCH DEN VORSITZENDEN DES KURATORIUMS DES HISTORISCHEN KOLLEGS, PROFESSOR DR. ANDREAS WIRSCHING

Herr Präsident des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs Küspert,
Herr Staatsminister Spaenle,
Herr Generalkonsul der Ukraine Kostiuk,
Herr Vizepräsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Picot,
meine Damen und Herren Abgeordnete,
sehr geehrter, lieber Herr Schlögel,
sehr verehrte Frau Margolina,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

im Namen des Kuratoriums des Historischen Kollegs sowie der Auswahlkommission des Preises des Historischen Kollegs darf ich Sie alle herzlich begrüßen. Ganz besonders darf ich Ihnen auch die Grüße von Herrn Dr. Klaus Liesen ausrichten, dem Vorsitzenden der Alfred und Cläre Pott-Stiftung, die die Dotierung des Preises mit 30.000 Euro bereits zum dritten Mal übernimmt und der aus gesundheitlichen Gründen heute leider verhindert ist. Herr Liesen wird daher, anders als in der Einladung ausgedrückt, auch den Preis nicht gemeinsam mit mir an Herrn Schlögel überreichen. Dies wird stellvertretend Herr Benjamin Wimmer, der Beauftragte des Vorstands der Alfred und Cläre Pott-Stiftung, tun.

Mit Ihnen, lieber Herr Schlögel, wird zum ersten Mal in der Geschichte unseres Preises ein Historiker ausgezeichnet, der sich in seinen zahlreichen Veröffentlichungen mit der Geschichte Osteuropas, insbesondere der Sowjetunion, Russlands und der Ukraine beschäftigt. Dies kam zu Beginn bereits in den beiden Klavierstücken des ukrainischen Komponisten Valentin Silvestrov (geboren 1937 in Kiew) zum Ausdruck. In politisch unruhigen Zeiten, in denen wir leben, mischen Sie sich – anders als viele andere Fachvertreter – ein, ergreifen Partei. Ich halte es für dringend notwendig, dass Wissenschaftler dies tun. Auch aus diesem Grund freue ich mich, dass Ihnen heute der Preis des Historischen Kollegs 2016 verliehen wird.

Mit ihrem Vortragsthema „Melancholie und Geschichtsschreibung“ greifen Sie ein Thema auf, das an der Grenze zwischen Erinnerung und Geschichtswissenschaft liegt, vielleicht auch an der Grenze zwischen Literatur und Geschichtsschreibung. Diese Grenzen sind in Ihrem Œuvre, das ist sicherlich ein herausragendes Charakteristikum Ihrer Werke, fließend. Dies hat Ihnen zahlreiche Leser über den engeren Kreis des Faches hinaus eingebracht.

Genau diese Werke zu identifizieren und auszuzeichnen, denen es gelingt, einen Konnex zwischen wissenschaftlicher Forschung und der Öffentlichkeit herzustellen, war der Gründungsimpuls für den Preis des Historischen Kollegs. Theodor Schieder, der Spiritus Rector dieses Preises fasste es am 20. Oktober 1980, als er dem Kuratorium vorschlug, diesen Preis zu begründen, in die Worte: Es fehle ein Preis, „um das besondere Bewusstsein für die Bedeutung der Geschichte in der Öffentlichkeit zu stärken und die Historiker selbst zu größeren synthetischen Darstellungen anzuregen“.

Diesen Preis gibt es nun seit 1983 und alle drei Jahre wird durch seine feierliche Verleihung die Bedeutung der Geschichtswissenschaft für die Deutung der Gegenwart durch Beispiele aus der Vergangenheit unterstrichen. Und, so hoffe ich, das ganze Fach dazu angeregt, den Preisträgerinnen und -trägern nachzueifern und Bücher zu schreiben, die sich an den ausgezeichneten Werken orientieren.

Auf die vor einigen Jahren formulierte Frage eines großen deutschen Feuilletons: „Wo entstehen die großen Bücher?“ kann man auch heute mit Fug und Recht antworten: Es sind privilegierte Orte wie das Historische Kolleg mit Sitz in der Kaulbach-Villa zwischen Bayerischer Staatsbibliothek und Englischem Garten, die Wissenschaftlern den Freiraum bieten, ungestört ein Buch zu schreiben. Im Falle von Karl Schlögel trifft dies auch buchstäblich zu. Ein Teil von „Terror und Traum“ ist an diesem Ort in München entstanden.

Es ist hier nicht der Platz, von der Krise der Universität zu sprechen. Aber das Historische Kolleg, wie das Berliner Wissenschaftskolleg Anfang der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts auch als Reaktion auf die „Massenuniversität“ gegründet, hat als Rückzugsort für Gelehrte nichts an Bedeutung eingebüßt, im Gegenteil, was unter anderem darin seinen Ausdruck fand, dass fünf der erfolgreichen neun Zukunftskonzepte der Exzellenzinitiative Forschungskollegs umfassten.

Als Kuratoriumsvorsitzender freut es mich besonders, dass der Freistaat Bayern und namentlich Sie, sehr geehrter Herr Staatsminister Dr. Spaenle, als dessen Wissenschaftsminister, zu dieser national und international etablierten Einrichtung der Eliteförderung in den Geschichtswissenschaften stehen. Zum Ausdruck kommt dies insbesondere durch das zuletzt signifikant verstärkte materielle Engagement Bayerns. Es versetzt das Historische Kolleg im 37. Kollegjahr 2016/2017 erstmals in die Lage, sechs ganzjährige Stipendien – drei Forschungs- und drei Förderstipendien – zu vergeben. Ich darf die Stipendiatinnen und Stipendiaten des aktuellen Jahrgangs – Hubertus Jahn, David Kuchenbuch, Jörn Leonhard, Stefanie Middendorf, Korinna Schönhärl und Benjamin Scheller – recht herzlich in unserer Mitte begrüßen. Wir hoffen, dass auch Ihre Werke bald breite Wirkung entfalten. An auf wissenschaftlicher Erkenntnis fußender Orientierung mangelt es in diesen Zeitläufen wahrhaftig nicht.

Dass das Kolleg so optimistisch in die Zukunft schauen kann, auch für das nächste Kollegjahr 2017/2018 kann eine ähnlich große Zahl von Stipendien vergeben werden wie 2016/2017, beruht vor allem auch darauf, dass neben dem Freistaat Bayern eine ganze Reihe privater Förderer an der Seite des Kollegs stehen. Schon viele Jahre sind dies die Fritz Thyssen Stiftung, deren Vorsitzenden Frank Suder ich ebenso begrüße wie Angela Kühnen aus dem Vorstand der Gerda Henkel Stiftung, für die das selbe gilt. Ebenfalls im Kreis der Förderer vertreten sind die C.H.Beck-Stiftung, dafür gilt mein Dank Herrn Wolfgang Beck, das Deutsche Stiftungszentrum, das Historische Seminar der LMU, das Institut für Zeitgeschichte sowie der Freundeskreis des Historischen Kollegs.

An dieser Aufzählung erkennen Sie bereits, dass das Historische Kolleg im Bereich der Geschichtswissenschaften in München nicht allein dasteht. Seine internationale Anziehungs- und Strahlkraft beruhen auch auf vielfältigen Synergien, die hier nicht nur, wie vielfach, beschworen werden, sondern tatsächlich existieren – zu den MGH, dem Collegium Carolinum, der Bayerischen Staatsbibliothek, der LMU, der Historischen Kommission, dem IfZ; diese Aufzählung ließe sich fortsetzen. Diese Vielfalt historischer Forschungseinrichtungen macht München in Deutschland und Europa einzigartig. Institutionelle Form hat dies 2014 im „Kompetenzverbund Historische Wissenschaften München“ gefunden. Dadurch wird auch das Kolleg gestärkt.

Am Ende meiner Begrüßung gilt es, weiteren Dank abzustatten: Dem Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften danke ich dafür, dass er uns erneut ermöglicht, mit der Preisverleihung zu Gast in den Räumen der Akademie zu sein.

Ferner danke ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Historischem Kolleg, Historischer Kommission und Bayerischer Akademie der Wissenschaften sowie dem Pianisten Chia-Lun Hsu für die Vorbereitung und Durchführung dieses festlichen Abends. Und er gilt wiederum Ihnen, Herr Staatsminister Dr. Spaenle, für die Ausrichtung des anschließenden Staatsempfangs im Kaisersaal der Residenz, der sicherlich zu zahlreichen anregenden Gesprächen Gelegenheit geben wird. Ich bitte Sie, diesen unseren Dank auch dem Herrn Ministerpräsidenten zu übermitteln.

Schließlich darf ich noch darauf aufmerksam machen, dass die Veranstaltung heute Abend von ARD-alpha aufgezeichnet wird. Die Ausstrahlung ist für den 30. November 2016 vorgesehen.

Nun bitte ich Sie, Herr Staatsminister, um Ihr Grußwort.



Dr. Ludwig Spaenle

GRUSSWORT DES BAYERISCHEN STAATSMINISTERS FÜR BILDUNG UND KULTUS, WISSENSCHAFT UND KUNST, DR. LUDWIG SPAENLE

Als Historiker ist es mir eine ganz besondere Freude, heute hier zu sein.
Verehrter Preisträger, sehr geehrter Herr Professor Schlögel!

Ein herzliches Willkommen in München und meine Glückwünsche zu dieser Auszeichnung, die zwar nicht mit dem Nobelpreis konkurrieren kann, aber in der Historikergemeinschaft gleichwohl besonderen Glanz hat.

Wissenschaft muss sich immer auch über das Fachpublikum hinaus vermitteln. Die Geschichtswissenschaft sollte und kann dies in besonderem Maße leisten. Der Festvortrag unseres Preisträgers über „Melancholie und Geschichtsschreibung“ wird das gleich sehr anschaulich zeigen.

Wir müssen uns den Wert der Geschichte und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihr immer wieder bewusst machen. Das profunde Wissen über unsere Herkunft ist uns Mahnung, gibt uns Orientierung und auch Hilfestellung bei der Lösung aktueller Probleme. Zudem bietet ein reflektiertes Bewusstsein der Geschichte ein tragfähiges Fundament für die Werte, auf denen unsere Gesellschaft aufbaut. Der Bayerischen Staatsregierung ist die Bedeutung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Geschichte voll und ganz bewusst. Ich betone das nicht ohne Grund: Denn hier am Historischen Kolleg wird auf besondere Weise der historischen Forschung gedient – im Miteinander von öffentlicher Hand und privaten Förderern.

Sehr geehrter Herr Wimmer, ich bitte Sie, Herrn Dr. Liesen unseren Dank für das Engagement der Alfred und Cläre Pott-Stiftung, das die Verleihung dieses Preises erst möglich macht, zu übermitteln.

Der Dichter Jean Paul hat seine Leidenschaft für das Vergangene einmal folgendermaßen beschrieben: „Der schönste, reichste, beste und wahrste Roman, den ich je gelesen habe, ist die Geschichte.“ Mit seiner besonderen Fähigkeit, uns allen Geschichte nahezubringen, wird Herr Professor Schlögel diesem Anspruch in besonderer Weise gerecht. Das ist von hoher Bedeutung in einer Zeit, in der die Menschen individuell und kollektiv nach Orientierung suchen.

Wir müssen uns mit dem unvoreingenommenen Blick eines Geschichtswissenschaftlers den Fragen nach unserer Kultur, unseren Wurzeln, unseren Gemeinsamkeiten stellen und damit zu belastbaren Lösungen moderner Probleme kommen. Nur mit einem wahrhaften Geschichtsbewusstsein können wir den kulturellen Boden christlicher Tradition fruchtbar machen – für ein modernes Miteinander der regionalen Unterschiede in einem vereinten Europa.

Wir müssen uns die wechselvolle und oft auch schmerzhaft europäische Geschichte bewusst machen und dürfen uns dabei nicht nur die argumentativen Rosinen herauspicken, um auf aktuelle Entwicklungen zu reagieren.

Derzeit finden wir in verschiedenen Ländern mit unterschiedlicher Intensität eine Betonung von nationalen Werten und das Aufkommen von Ängsten. Wenn wir uns die historischen Katastrophen in Europa vor Augen halten, können wir die richtigen Antworten darauf finden.

Dass wir doch aus der Geschichte lernen können, ist eine meiner großen Hoffnungen. Dann wäre die Geschichte nämlich nicht nur ein schöner und reicher Roman, dieser hätte dann auch die Chance auf ein Happy End. Und für ein Happy End in der Politik müssen die Politiker versuchen, möglichst große Mehrheiten für vernünftige Lösungen zu gewinnen.

Einen Historiker auszuzeichnen, heißt auch, sich der Dimensionen der Geschichtswissenschaften bewusst zu sein. Geschichte ist kein Selbstzweck, sondern eine unabdingbare Notwendigkeit für den Menschen. Ohne Geschichtsbewusstsein gibt es keine bestandskräftige Kultur und keine kultivierte Gesellschaft.

Im Falle des Historischen Kollegs weiß ich, dass diese Botschaft nichts weniger heißt, als Eulen nach Athen zu tragen. Auch für mich ist es ein wichtiges Anliegen, Geschichtsbewusstsein immer wieder in die Alltagsarbeit einzubringen und den Kulturstaat auftrag unserer Verfassung mit Leben zu erfüllen.

Sehr geehrter Herr Professor Schlögel! Nochmals herzliche Gratulation zu Ihrer verdienten Ehrung, alles Gute, und weiter viel Erfolg!



Chia-Lun Hsu spielte Bagatellen und Serenaden von Valentin Silvestrov



Die Ehefrau des Preisträgers Sonja Margolina, Wissenschaftsminister Ludwig Spaenle und der Vizepräsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Arnold Picot (v. l. n. r.) beim Festakt zur Preisverleihung



Professor Dr. Martin Schulze Wessel

LAUDATIO AUF PROFESSOR DR. KARL SCHLÖGEL VON PROFESSOR DR. MARTIN SCHULZE WESSEL

Lieber Karl Schlögel,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

Karl Schlögel wird für das Buch „Terror und Traum. Moskau 1937“ mit dem Preis des Historischen Kollegs ausgezeichnet. Die Chiffre „1937“ steht emblematisch für den massenhaften Mord des stalinistischen Regimes an seinen vermeintlichen Gegnern. Es ist ein wichtiges Verdienst dieses Buches, an die Millionen Menschen zu erinnern, die der sowjetischen Gewaltpolitik zum Opfer gefallen sind und die im westlichen und im russischen Gedächtnis keinen angemessenen Platz hatten. „Eine Welt, die sich die Namen von Dachau, Buchenwald und Auschwitz eingepreßt hatte“, schreibt Karl Schlögel in seiner Einleitung, „tat sich schwer mit Namen wie Vorkuta, Kolyma oder Magadan. [...] So starben die Opfer Stalins ein zweites Mal, diesmal im Gedächtnis.“ Man kann über „Terror und Traum. Moskau 1937“ heute nicht sprechen, ohne an dieser Stelle daran zu erinnern, dass das russische Justizministerium vor wenigen Wochen in die Wege geleitet hat, die russische Menschenrechtsorganisation „Memorial“ auf die Liste ausländischer Agenten zu setzen und damit de facto ihre Tätigkeit unmöglich zu machen. Gegründet in der Zeit der Perestroika im Herbst 1987 hat es sich „Memorial“ unter ihrem ersten Präsidenten Andrei Sacharow unter anderem zur Aufgabe gemacht, an die Verbrechen der Stalinzeit zu erinnern, die Geschichten von Gulag-Insassen aufzuschreiben und den Überlebenden in der Öffentlichkeit eine Stimme zu verleihen. Die zwangsweise Auflösung von „Memorial“ ist ein deutliches Zeichen, dass die russische Regierung eine kritische Aufarbeitung der Vergangenheit nicht mehr wünscht.

Die Preisverleihung heute kommentiert unwillkürlich diese Entwicklung, allerdings ist zu betonen, dass die Jury ihre Entscheidung vor dem Schritt des russischen Justizministeriums getroffen hatte: Sie ehrt mit Karl Schlögel einen Historiker mit einem Werk, das große Fragen der Geschichte Russlands und Osteuropas auf einzigartige Weise, mit einer spezifischen Methodik und einer eigenen erzählerischen Signatur behandelt. Ich nenne Karl Schlögels „Sankt Petersburg. Laboratorium der Moderne“, ein Buch, das sich meisterhaft mit der Entwicklung der Zarenstadt zur Industrie- und Kulturmetropole befasst; sein Werk „Promenade in Jalta und andere Städtebilder“, das uns gelehrt hat, die Zeitschichten von Metropolen wie kulturelle Texturen zu dechiffrieren; sein Buch „Berlin – Ostbahnhof Europas“, das von Reisenden, Flüchtlingen und Emigranten, von Diplomaten, Agenten und Militärs, von Historikern, Schriftstellern und Politikern erzählt, die sich in der Zeit von der Oktoberrevolution bis zum Hitler-Stalin-Pakt zwischen (Sowjet-)Russland und Berlin bewegten; seine Studien über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik mit dem fast sprichwörtlich ge-

wordenen Titel „Im Raume lesen wird die Zeit“, ein Werk, das von der Verkündung eines neuen Paradigmas ausdrücklich absieht und doch wie kein anderes die Etablierung einer neuen raumsensiblen Geschichtsschreibung bewirkt hat, und die erst im vergangenen Jahr erschienenen „Ukrainischen Lektionen“. Die Liste ist nicht vollständig und dabei markiert jedes der Bücher ein historiografisches und literarisches Ereignis, nicht nur in Deutschland, sondern durch Übersetzungen in vielen europäischen Ländern und in Amerika.

Jedes einzelne Buch lässt eine starke Motivation für das Thema erkennen, bei Karl Schlögel geht es nicht um das bloße Schließen von Forschungslücken, was im akademischen Betrieb immer noch die Hauptantriebskraft der Geschichtsforschung ist. Über die Ursprünge seiner Motivation, sich mit der Geschichte Osteuropas zu beschäftigen, hat Karl Schlögel in seinem jüngsten Buch „Ukrainische Lektionen“ in einer sehr lesenswerten autobiografischen Notiz Auskunft gegeben: Geboren im Allgäu besuchte Karl Schlögel ein bayerisches, von Benediktinern geleitetes Gymnasium, an dem – erstaunlich genug – Russisch unterrichtet wurde – von einem Lehrer, der eigentlich ein aus Bialystok stammender Pole war. Der junge Karl Schlögel wird dort also nicht nur Russisch gelernt haben, sondern auch, in Paradoxen zu denken. Seine erste leibhaftige Begegnung mit der Sowjetunion war eine Klassenreise vor dem Abitur, die über Wien, Budapest, Uschhorod, Mukatschewo, Lwiw, Kiew, Charkow und Kursk nach Moskau führte und im orthodoxen Wallfahrtsort Sagorsk endete. Bevor Karl Schlögel an der Freien Universität Berlin und dann auch in Moskau und Leningrad Geschichte, Soziologie und Slawistik studierte, hatte er Osteuropa durch diese und weitere Reisen im wahrsten Wortsinne „erfahren“.

Dieser topografische Zugang des Reisens hat sein Nachdenken über Geschichte geprägt und seine Bücher so methodisch anregend wie lesenswert gemacht. Was gut lesbar ist, gilt in unserem Fach meist als methodisch und theoretisch unergiebig – ein Vorurteil, das übrigens fast immer zutrifft. Nicht so bei Karl Schlögel. Um zu verstehen, wie unkonventionell und bahnbrechend Schlögels topografische Methode ist, muss man sich vergegenwärtigen, wie das herkömmliche historische Narrativ funktioniert: Es arbeitet das Nacheinander heraus und erklärt, wie etwas von etwas kommt. In einem Zeitrichter lässt es die Vergangenheit auf die Gegenwart zulaufen und konstruiert so seine Kausalität. Wie an einer Perlenschnur aufgereiht, gewinnen die Ereignisse aus der chronologischen Reihung ihre Eindeutigkeit. Es gibt keinen anderen Historiker, der sich gegen die etablierte Ordnung des historischen Narratives so konsequent aufgelehnt hätte wie Karl Schlögel. Er plädiert für eine Geschichtsschreibung, welche sich nicht nur für den Wandel interessiert, sondern diesen im Raum aufsucht und dabei nicht ignoriert, welche zeitgleichen Prozesse und welche temporalen Schichten sich am gegebenen Ort rekonstruieren lassen. In seiner Geschichte russischer Städte plädiert Schlögel deshalb für ein „Vetorecht des Ortes“ – ein Recht, das Historiker gemeinhin nur den Quellen einräumen. Orts- und raumbezogene Geschichte, so das Credo von Schlögels topografischer Methode, kann gar

nicht umhin, die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, die Koexistenz von Disparatem zu berücksichtigen. Oder wie Karl Schlögel es lapidar formuliert: „Der Ort verbürgt Komplexität.“ Erst in den letzten Jahren beginnt sich dieser Ansatz in der neuen Globalgeschichte durchzusetzen, deren hervorstechendes Charakteristikum das Interesse für die Synchronizität von örtlich oder räumlich verbundenen Ereignissen und Prozessen zu werden scheint. Karl Schlögel hat bereits drei Jahrzehnte an einer neuen Geschichtsschreibung in diesem Sinne gearbeitet. Innovation geschieht eben nicht immer durch möglichst große Vernetzung, sondern manchmal in einer gewissen Distanz zum akademischen Mainstream und den kurzlebigen Konjunkturen methodischer „turns“.

Das widerspruchsvolle Nebeneinander von Ereignissen und Prozessen zu rekonstruieren, ist auch die Untersuchungsmethode und Erzähltechnik von „Terror und Traum. Moskau 1937“. Das Buch steht nicht von ungefähr im Mittelpunkt der heutigen Preisverleihung, kreuzen sich in ihm doch die Linien der anderen Werke des Autors in ihren Voraussetzungen oder Wirkungsgeschichten. Während aber die Studien über St. Petersburg als „Laboratorium der Moderne“ oder die Porträts russischer und ukrainischer Städte die Beteiligung des östlichen Europas an einem europäischen Zivilisierungsprojekt betreffen, handelt „Moskau 1937“ von der dunkelsten Nachtseite der Moderne, die Schlögel ebenfalls als eine europäische begreift, auch wenn er den Vergleich zwischen dem stalinistischen und dem nationalsozialistischen Terror als „bodenlos“ ablehnt, was nicht moralisch gemeint ist, sondern auf die sehr spezifischen Bedingungen und Logiken des Terrors in der Sowjetunion hinweist.

Der Autor erzählt die Geschichte des Chronotopos „Moskau 1937“ in vierzig kurzen Kapiteln, welche zusammen ein großes Panorama entfalten. Es umfasst, um nur ganz wenige Facetten anzusprechen: den Generalbauplan für Moskau, aufgrund dessen die alte Stadt vor den Augen ihrer Betrachter verschwand und sowjetisch modernisiert wurde; die große Volkszählung, deren unerwünschtes Ergebnis die Statistiker mit ihrem Leben bezahlten; die Hundertjahrfeier für Alexander Puschkin, die einen neuen, sowjetischen Dichter kanonisierte; den Pavillon der UdSSR auf der Weltausstellung in Paris, mit dem die Sowjetunion gewissermaßen exterritorial ihr Revolutionsjubiläum feierte; den Gorkipark als Vergnügungszentrum im Herzen Moskaus und viele weitere Aspekte des Lebens in einer Metropole, in der nicht nur Bewegung herrschte, sondern die selbst in Bewegung war.

Eine Facette möchte ich etwas genauer ausführen. Da wir in den Räumen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften versammelt sind, liegt es nahe, das wissenschaftsgeschichtliche Kapitel zu wählen, das vom 17. Internationalen Geologenkongress in Moskau handelt. Auch die Wissenschaften und speziell die naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen waren in der Sowjetunion der 1930er Jahre Teil des atemberaubenden Entwicklungsprojekts. Die Zahl der Hochschulinstitute und ihrer Absolventen war explosionsartig gestiegen, die Akademie der Wissen-

schaften hatte zahlreiche neue Einrichtungen erhalten. Dass der 17. Internationale Geologenkongress im Juli 1937 in Moskau eröffnet wurde, dokumentierte die große internationale Anerkennung, welche die sowjetische Wissenschaft in diesem Bereich weltweit genoss. Karl Schlögel kontrastiert diese Erfolgsgeschichte der sowjetischen Wissenschaft mit ihrer Verfolgung, die noch während des Geologenkongresses begann und zieht dazu auch die zeitgenössische Selbstbeobachtung sowjetischer Wissenschaftler heran. Er zitiert das hochinteressante Tagebuch Wladimir Wernadskis, der als Entwickler des Konzepts der Noosphäre internationale Berühmtheit erlangte und der einer der Hauptredner des Kongresses war. Noch während der Tagung notierte er in seinem Tagebuch die Verhaftungen unter den Wissenschaftlern. Unbeirrt vom Terror bewahrte er seinen Glauben an die Entwicklungskraft der Wissenschaft: „Unter gewaltigen – nicht notwendigen – Verlusten an Menschen und finanziellen Mitteln geht die geologische Arbeit weiter“, so Wernadski in seinem Tagebuch.

In der Einheit von Zeit und Raum zeigt Schlögel die ganze Widersprüchlichkeit der Erfahrungen der Stalinzeit. In einem Ausflug des Geologenkongresses zum Moskwa-Wolga-Kanal, der ein mit Zwangsarbeit realisiertes Vorzeigeprojekt des Stalinismus war, das Moskau zum Hafen von fünf Meeren machen sollte, kam die Abgründigkeit von Terror und Traum unübertrefflich zum Vorschein. Ich zitiere Karl Schlögel: „das Zusammenspiel von Wissenschaft und Terror, von Spezialistentum und Zwangsarbeit, die Verwandlung des Wissens von der Aneignung der Natur in Wissen zur Unterjochung des Menschen. Die Kongressteilnehmer stießen hier auf einen Ausläufer des Archipels, auf dem Mitarbeiter und Kollegen, mit denen sie eben noch konferiert hatten, zugrunde gehen sollten.“

Die 700.000 Todesopfer, die der Terror 1937 forderte, und die 1,3 Millionen, die in den Gulag geschickt wurden, waren ein „Exzess im Exzess“ des bolschewistischen Terrors – der Höhepunkt von Stalins Vernichtungskrieg gegen das eigene Volk. Schlögel schreibt keine weitere Geschichte des „großen Terrors“, es geht ihm auch nicht um eine systematische Untersuchung von Täter- und Opfergruppen. Er realisiert das durchaus riskante Unternehmen, Terror und Traum zusammenzudenken, also die Gewaltgeschichte mit Wahrnehmungen und Vorstellungen der 1930er Jahre, die forcierte Transformation Moskaus mit der Alltagswelt seiner Bewohner zu verknüpfen. Terror und Traum sind dabei keine getrennten Perspektiven, und es geht erst recht nicht um die banale und apologetische Aussage, dass in diktatorischen Regimen auch privates Glück vorkommen mag. Vielmehr sind Terror und Traum bei Schlögel aufeinander bezogen: Der Terror erhält aus dem Traum seine Antriebskraft, und im Traum ist der Terror bereits anwesend. Beides greift auf unheimliche Weise ineinander: der Fiebertraum von einer forcierten Modernisierung, die Moskau und das ganze Land schlagartig in eine neue Zeit versetzt, die Trugbilder statistischer Zahlen, welche der scheinbar unaufhaltenden Dynamik der Gesellschaftsentwicklung Evidenz verliehen, bis die Träume platzten, und die Paranoia der Staatsspitze, die ihre vermeintlichen Feinde gerade in dem

Moment terrorisiert, in dem mit der neuen sozialistischen Verfassung die Diskriminierungen von ganzen Bevölkerungsgruppen ein Ende haben sollten. Dieser Hochspannung von Terror und Traum setzt sich Karl Schlögel als Historiker aus. Wer „Moskau 1937“ liest, dem teilt sich diese zutiefst verstörende Erfahrung mit. Schlögels Werk ist große Geschichtsschreibung und Literatur.



Professor Dr. Karl Schlögel

MELANCHOLIE UND GESCHICHTSSCHREIBUNG FESTVORTRAG VON PROFESSOR DR. KARL SCHLÖGEL

Sehr verehrter Herr Staatsminister Spaenle,
sehr verehrter Herr Professor Wirsching,
sehr verehrter Herr Wimmer,
lieber und verehrter Martin Schulze Wessel,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

mit einem Preis ausgezeichnet zu werden, ist immer ein einschneidender Augenblick im Leben dessen, dem der Preis zuteilwird, und im Leben eines Historikers besonders dann, wenn ihm der Preis des Historischen Kollegs zuerkannt wird. Man sieht sich plötzlich geehrt, aber auch ein wenig eingeschüchtert in einer Reihe mit bewunderten Kolleginnen und Kollegen, man bekommt eine Rückmeldung, dass die hinter einem liegende Arbeit vielleicht doch ein Echo gefunden hat, man fühlt sich aber auch in die Pflicht genommen und unter besondere Beobachtung gestellt für die nächste Wegstrecke, für das nächste Opus.

Dass das Historische Kolleg und das Kuratorium mir diesen Preis zuerkannt haben, dafür möchte ich Ihnen, Herr Wirsching und den Mitgliedern des Kuratoriums sehr danken, ich freue mich auch deshalb darüber, weil ich vor vielen Jahren hier, in diesem Raum der Bayerischen Akademie der Wissenschaften den ersten Entwurf für „Moskau 1937“ vorgestellt habe.

Ich danke Ihnen, Herr Staatsminister Spaenle, denn mir ist klar, dass der Freistaat Bayern die außerordentlichen Arbeitsbedingungen im Historischen Kolleg möglich macht, in einer Umgebung, die man sich besser kaum denken kann: umgeben von Bibliotheken, gelegen an einem Prospekt, wie man in St. Petersburg sagen würde, dessen Schönheit einen beim Gang dorthin jedes Mal aufs Neue elektrisiert, und mit einem Park im Rücken, der überhaupt die gelungenste Gartenanlage ist, die ich kenne. Und da soll man sich mit einem der düstersten Kapitel der europäischen Geschichte befassen, einer Art Zivilisationsbruch: Moskau 1937.

Ja, München ist eines der wichtigsten Zentren der Osteuropaforschung geworden, wofür nicht nur die Bestände der Staatsbibliothek stehen, sondern auch die universitären Forschungszentren, die mittlerweile zu einem Anlaufpunkt für Russland- und Eurasien-Studien weltweit geworden sind. Martin Schulze Wessel, der daran einen großen Anteil hatte und hat, danke ich für seine Würdigung meiner Studien, ich fühle mich darin wohl verstanden.

Schließlich ist München nicht nur ein Ort für intensives Arbeiten und Forschen, der Opernfestspiele, des Englischen Gartens und der Theatinerkirche, sondern auch Stadt der Verlage, in diesem Fall des Hanser Verlags, der die meisten meiner letzten Bücher, und eben auch „Moskau 1937“, herausgebracht hat. Michael Krüger, dem

seinerzeitigen Verleger, seinem Nachfolger Jo Lendle, meinem langjährigen Lektor Tobias Heyl, Felicitas Feilhauer und allen im Hause in Bogenhausen, die das Buch unter das Publikum gebracht haben, möchte ich hiermit danken.

Von Preis und Auszeichnung könnten wir gar nicht sprechen, wenn es nicht die Alfred und Cläre Pott-Stiftung gäbe, die den Preis gestiftet hat und mit ihrer Großzügigkeit die Arbeit der Historikerinnen und Historiker in Deutschland fördert und ermutigt. Dafür, dass ich nun in den Genuss dieser Großzügigkeit komme, möchte ich mich sehr bei Ihnen, Herr Wimmer stellvertretend für Herrn Dr. Liesen, von ganzem Herzen bedanken.

Dem Pianisten Herrn Chia-Lun Hsu danke ich, dass er meinem Wunsch, für diesen Festabend und für Sie Musik von Valentin Silvestrov zu spielen, entsprochen hat. Der Komponist wurde im schicksalsträchtigen Jahr 1937 in Kiew geboren, wo er heute auch lebt und arbeitet.

Warum Melancholie und Geschichtsschreibung?

Es liegt nicht auf der Hand, warum „Melancholie und Geschichtsschreibung“ ein triftiges Thema für einen Vortrag, noch dazu für einen Festvortrag, sein könnte. Warum nicht ein Thema, das einen auch schon lange beschäftigt, etwa: die faszinierenden, aber nicht geringen Probleme der Narration, der „Bauformen des historischen Erzählens“? Oder warum nicht ein Ausblick auf ein „work in progress“, auf das sowjetische Jahrhundert, das im kommenden Jahr erscheinen soll? Aber vielleicht braucht es auch keine andere Begründung als die, dass es einem wichtig, relevant geworden ist im Laufe eines nun schon länger anhaltenden wissenschaftlichen Arbeitens. Es entsprang jedenfalls keinem programmatischen Vorsatz. Intendiert ist kein neuer „turn“, kein „melancolic turn“, um dem schon eine Weile laufenden Karussell eine weitere Wendung hinzuzufügen. Die Selbstreflexion der Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens gehört zu den Selbstverständlichkeiten unserer Zunft, und es wird im Weiteren um nichts anderes gehen, als die hoffentlich guten Gründe für eine Beschäftigung mit der Melancholie plausibel zu machen. Die Frage, die sich mir im Laufe der Jahre immer wieder gestellt hat, lautete: Liegt in der Melancholie nicht eine spezifische Erkenntniskraft, eine spezifische Qualität, von der geschichtliche Arbeit außerordentlich profitieren könnte, ohne die sie vielleicht nicht einmal auskommt? Welchen Gewinn könnte Geschichtsschreibung aus einer melancholischen Stimmung oder Haltung ziehen? Welche Konsequenzen ergäben sich denn daraus? Bei jedem, der halbwegs mit der Wissenschaftsgeschichte und dem Wissenschaftsbetrieb vertraut ist, beginnen hier bereits die Alarmglocken zu schrillen. Stimmung und Haltung, das kann im Geschäft des Historikers ja nur zu einem Verlust an methodischer Disziplin, zu einer Verwahrlosung der Begriffe, zur Preisgabe sprachlicher Klarheit führen, und diese sind, wie man so sagt, ja immer schon Zeichen dafür, dass es auch um die Klarheit der Gedanken nicht zum Besten steht. Wo kommen wir hin, wenn Stimmungen – Eifer, Zorn, Trauer, Verzweiflung, Schwermut – in eine Diszi-

plin einbrechen, zu deren Grundüberzeugungen die klare Unterscheidung von Fakten und Fiktion, die Forschung „sine ira et studio“ sowie der Respekt vor dem „Veto-recht der Quellen“ gehören.

Die Alarmglocken schrillen aber noch aus einem anderen Grund, der etwas mit der „geistigen Situation der Zeit“ zu tun hat. In einer Welt, die aus den Fugen ist, in der die eine Krise in die andere übergeht und sich alle zusammengenommen auftürmen und verknoten, in der eine allgemeine Überforderungssituation entsteht, könnte Melancholie auch als eine wohlfeile Form einer allgemein gewordenen „fatigue“, der Resignation und Kapitulation vor einer Geschichte „out of control“ verstanden werden. Es wäre nicht das erste Mal, dass die von Chaos und Unübersichtlichkeit Überrollten die Flucht aus der „vita activa“ in die „vita contemplativa“ antreten. Melancholie in Zeiten, da der Krieg nach Europa zurückgekehrt ist, da wir, die wir so viel wissen über die Hunderttausenden von Toten der deutschen Blockade Leningrads, nun hilflos, tatenlos, ohnmächtig zusehen, wie das viertausendjährige Aleppo eingekesselt dem Erdboden gleichgemacht wird. Wie über Melancholie sprechen in Zeiten der Verzweiflung, ohne dem Rückzug in die Resignation das Wort zu reden? Vielleicht sind wir gar nicht so weit entfernt von der „Empfindung zur tiefsten, ratlosesten Trauer“, von der Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte“ gesprochen hat; dort wird Geschichte als „Schlachtbank“ beschrieben, „auf welcher das Glück der Völker, die Weisheit der Staaten und die Tugend der Individuen zum Opfer gebracht worden“ sind. „Wenn wir dieses Schauspiel der Leidenschaften betrachten, und die Folgen ihrer Gewalttätigkeit, des Unverstandes erblicken, [...] wenn wir daraus das Übel, das Böse, den Untergang der blühendsten Reiche, die der Menschengestalt hervorgebracht hat, sehen, so können wir nur mit Trauer über diese Vergänglichkeit überhaupt erfüllt werden und [...] mit einer moralischen Betrübnis, mit einer Empörung des guten Geistes [...] über solches Schauspiel enden.“ Die Tröstung, die Hegel noch bereithielt, dass es sich nämlich nur um ein Moment in einer Entwicklung zu Höherem handle, können wir Heutigen kaum noch gelten lassen.

Melancholie als „geistiges Problem“

Auch nach der Selbstbefragung und Selbstverdächtigung bleibe ich dabei: Es hat sich so ergeben, dass das Thema für mich relevant wurde, und es muss ausreichend sein, die Gründe und Motive und die Erfahrungen, die ich dabei gemacht habe, darzulegen. Niemand muss befürchten, dass hier die psychischen Probleme, die auch Historiker mitunter haben können, öffentlich verhandelt werden. Und niemand soll mit späten Altersweisheiten behelligt werden, jenen späten Einsichten nach den glücklich-enthusiastischen Aufbrüchen von 1968 und 1989 und den auf sie folgenden Ernüchterungen. Also kein Psychotrip. Es war immerhin der lange Zeit in München lehrende Religionsphilosoph und Theologe Romano Guardini, der in seinem

bemerkenswerten Büchlein „Sinn der Schwermut“ (1948) Folgendes vermerkte: „Die Schwermut ist etwas zu Schmerzliches, und sie reicht zu tief in die Wurzeln unseres menschlichen Daseins hinab, als daß wir sie den Psychiatern überlassen dürften. [...] Wenn wir also hier nach ihrem Sinn fragen, so ist damit auch schon gesagt, daß es uns nicht um eine psychologische oder psychiatrische, sondern um eine geistige Angelegenheit geht.“

Wenn man sich einmal entschieden hat, sich mit der Melancholie als einem „geistigen Problem“ aus Motiven und Gründen, die ich gleich darlegen werde, zu beschäftigen, stellt man rasch fest, wie ausführlich das Thema der Melancholie in den unterschiedlichen Bereichen der Wissenschaft schon behandelt worden ist. Es kommt fast der Verdacht auf, man habe etwas übersehen, schicke sich an, den Nordpol ein zweites Mal zu entdecken, schlimmer noch: man spreche fast schon wie von einem Gemeinplatz oder Klischee. Es kommen einem ganze Bibliotheken zum Thema entgegen: Klassiker, Anthologien, Bilder, die wie selbstverständlich zu unserem geistigen Haushalt gehören. Da gibt es die „kanonische Stelle“ von Theophrast in den „Problemata XXX,1“ bei Aristoteles, in der ein Zusammenhang von Melancholie und Genie behauptet wird – „Warum sind alle hervorragenden Männer, ob Philosophen, Staatsmänner, Dichter oder Künstler, offenbar Melancholiker gewesen“ –, ein elitärer Topos, der sich bis ins 20. Jahrhundert durchhält. Da gibt es die von Hippokrates herkommende und in der Frühen Neuzeit weiter ausgearbeitete Lehre von den „Quattuor humores“, den vier Körpersäften, unter denen eben die schwarze Galle – „melania cholé“ – steht für somatische und psychische Symptome, von Angst und Trauer bis zum Hand-an-sich-Legen. Die vier Körpersäfte werden dann auch bestimmend für die „Lehre von den vier Temperamenten“, also der physischen und geistigen Physiognomien, der Sanguiniker, Choleriker, Phlegmatiker und eben auch der Melancholiker. Aus der Frühen Neuzeit stammt auch „Die Anatomie der Melancholie“, das Standardwerk des Oxforders Pastors und Polyhistor Robert Burton, das ihr Wesen und Wirken, ihre Herkunft und Heilung philosophisch, medizinisch, historisch offengelegt und seziiert, von 1621, über die Jahrhunderte hinweg rezipiert, bis heute ein Longseller, ein „Buch sui generis“, ein „Klassiker der exzentrischen Literatur“ (Werner von Koppenfels). Der Melancholiker jammert ständig und mehr als alle anderen. Er steht für Lebensüberdruß, Abneigung gegen Geselligkeit und Licht, für Ängste, Seelenqual und all die anderen furchtbaren Symptome an Leib und Geist. Aber die Melancholie hat nicht nur ihre düstere, sondern auch eine schöne Seite, „eine sehr willkommene Ausschweifung des Geistes: man ist allein, wohnt allein, wandelt allein, versenkt sich ins Nachsinnen, liegt tagelang zu Bett, träumt sozusagen im Wachen, und formt sich tausend phantastische Vorstellungen“. Die Karriere des Begriffs der Melancholie setzt sich fort und es gibt in der neueren Zeit fast keinen Denker, keinen „public intellectual“ von Rang, der sich nicht zu diesem Typus von geistiger Verfassung geäußert hätte. Bald lobend-aner kennend, bald

warnend-abschreckend. Kant meint in seinen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“: „Schwermüthige Entfernung von dem Geräusche der Welt aus einem rechtmässigen Überdruße ist edel“; Kant schätzt „Menschen von melancholischer Gemüthsverfassung“. Vollends nobilitiert wird die Melancholie im Zeitalter der Romantik, ob in der Dichtung bei Eichendorff, in der Philosophie bei Schopenhauer und Schelling oder im Geschichtsdenken des späten 19. Jahrhunderts bei Jacob Burckhardt und vor allem Friedrich Nietzsche, für den der Mensch überhaupt „das unglücklichste und melancholischste Tier“ war. Wahrscheinlich war nur eine Forschergruppe wie die von Raymond Klibansky, Erwin Panofsky und Fritz Saxl überhaupt in der Lage, die Spur, die die Melancholie im abendländischen Denken hinterlassen hatte, – medizinisch, philosophisch, bildnerisch – aufzuspüren und freizulegen. Sie kommt logischerweise nicht aus ohne die ausführliche Analyse von Albrecht Dürers Kupferstich „Melencolia I“ von 1514, der gleichsam zur Ikone des Komplexes aus Trauer, Mattigkeit und Nachdenklichkeit, zur Gestaltung der melancholischen Einsicht in die Grenzen rationaler Erkenntnis geworden ist: die Frau, vornüber geneigt, ihr Kinn auf ihre Hand gestützt, den Blick ins Ungefähre gerichtet, in einem Raum mit Gegenständen, die unendlich ausdeutbar sind, wie die bis heute anhaltende Diskussion zeigt. Fast scheint es, dass sogar das von Gisèle Freund 1932 angefertigte Porträtfoto von Walter Benjamin, den die Nachwelt zum Melancholiker schlechthin erkoren hat, noch von der Ikone Dürers, der selber auch ein Melancholiker war, mitgeprägt ist. Jedenfalls ist, wie der Blick auf die zum Thema verfasste Literatur zeigt, der Melancholie-Diskurs aus der Analyse von Literatur und Literaturgeschichte nicht mehr wegzudenken. Für die Soziologie hat Wolf Lepenies, ebenfalls vor Jahrzehnten schon, die Ankunft des Themas in den Sozialwissenschaften definitiv gemacht. Lepenies hat mit der neuen Einleitung „Das Ende der Utopie und die Wiederkehr der Melancholie“ auch den historischen Ort des neuen Interesses angegeben: 1989, das Jahr, in dem nicht das Ende der Geschichte zu feiern war, sondern der Übergang zu einer anderen, neuen Etappe, deren Folgen noch ganz unabsehbar waren. Auf das „Ende des Zeitalters der Ideologien“, der Utopie, folgte eine ganze Welle von Studien über „Melancholie und Moderne“ – so der Titel einer Arbeit von Ludger Heidbrink von 1994, und zahlreiche Arbeiten zu postimperialer und postkolonialer Melancholie. Aber zugleich war „1989“ der Fixpunkt, eine Epochenzäsur, an der sich wiederum so etwas wie eine positive Utopie festmachte: vielleicht nicht die vom Anbruch eines „Ewigen Friedens“, so doch eine weitverbreitete Erwartungshaltung, dass sich nun, nach dem Ende der großen Teilung der Welt, alles fügen werde, in einer sicher nicht konfliktfreien, sicher nicht harmlosen, aber doch zielgerichteten und „letztlich“ erfolgreichen Bewegung, für die es den insgeheim teleologischen Begriff von der Transformation gab. „Es“ hat sich nicht gefügt, „die“ Geschichte ging ihrer Wege, die Enttäuschung über das Ausbleiben des „Ewigen Friedens“, der „Resignationsvorrat“, von dem Lepenies sprach, ist ein Vierteljahrhundert nach dem Ende des Kalten Krieges groß.

Der Schock darüber, dass sich die Geschichte nicht gefügt hat, hat mich in einer besonderen Weise getroffen: als Russlandhistoriker und als jemanden, der fast ein Leben lang dem Ende einer Art Ausnahmezustand und der „Normalisierung“ der Verhältnisse auch in Russland entgegengefiebert, darauf hingearbeitet hatte. Dass nun alles noch einmal von vorne beginnen würde, dass nun an die Stelle des Lenin-Denkmal eines des „Heiligen Vladimir“ rücken würde, dass verschiedentlich Stalin-Denkmal errichtet werden, dass eine Organisation wie „Memorial“, die seit den 1980er Jahren ihre ganze Kraft darin investiert hatte, Russland zur Wiedergewinnung seines historischen Gedächtnisses zu verhelfen, nun als „ausländischer Agent“ verfolgt wird, dass Russland einen Krieg gegen das Nachbarland Ukraine anfangen würde, das konnte ich mir, das gestehe ich, bei aller Skepsis nicht vorstellen. Bedeutete es, dass wir – Sisyphos gleich – wieder ganz von vorne beginnen müssen, dass alle Arbeit umsonst war? Ich fühlte mich etwas an den alten Otto Hoetzsch erinnert, der sein ganzes Leben – erst im Kaiserreich, dann in der Weimarer Zeit – dem Studium Russlands gewidmet hatte und der nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nach Berlin zurückkam, wo er alles verloren hatte – sein Haus, seine Bibliothek, seine Universität – und der noch einmal anfing, aus dessen Ideen und Plänen aber in dem von der Sowjetarmee besetzten Berlin nichts mehr werden konnte. Es geht hier nicht um eine sentimentale Anekdote, sondern um die Einsicht, dass Lebenszeit und geschichtliche Zeit nicht zusammenfallen müssen und dass nicht wir die Herren des Verfahrens sind – ein Eingeständnis, das einem nicht leicht fällt, sondern melancholisch stimmt. Über Melancholie als eine spezifische Form der Reflexion nachzudenken, entsprang keinem Vorsatz, sondern „ergab“ sich aus meiner Arbeit, auf meinem Feld. Ich möchte daher im Folgenden nicht eine Tour d’Horizon durch die Geschichte der Geschichtsschreibung veranstalten – gleichsam von Herodot zu Christian Meier, von Chladenius zu Reinhart Koselleck, eine Art von Temperamentenlehre in der eigenen Zunft –, sondern mich an Erfahrungen auf dem Feld halten, auf dem ich mich auszukennen glaube: der Geschichte des östlichen Europa, besonders Russlands.

Der Intellektuellen-Diskurs in Russland: Reflexion, Resignation, Opposition

Wenngleich mein Interesse am östlichen Europa und speziell an Russland bzw. der Sowjetunion viel älter ist als der Beginn meines Studiums inmitten der Turbulenzen der Studentenbewegung, wurde die Beschäftigung mit dieser Geschichtsregion jedoch dann systematisch und lebensbestimmend. Ich konnte schon an einem bayerischen Gymnasium Anfang der 1960er Jahre Russisch lernen, unternahm die ersten Fahrten nach Prag in der Inkubationszeit des Prager Frühlings. Aber zentral für mich, aber auch viele meiner Alterskohorte und politischen Sozialisation war die Frage, was aus der Sowjetunion unter Stalin geworden war, zu verstehen, wie es zu

dem kam, was Maurice Merleau-Ponty in „Humanismus und Terror“ oder Arthur Koestler in „Sonnenfinsternis im Schatten der Moskauer Schauprozesse“ zu verstehen versucht hatten. Virtuelle Gesprächspartner bei dieser Selbstverständigung über die Schicksale der russischen Revolution waren vor allem jene, die sie mitgemacht, miterlebt hatten und an einem bestimmten Punkt von ihr zur Seite gestoßen oder überrollt wurden und die nun von unten oder von der Seite, als Ausgegrenzte das Geschehen beobachteten und zu verstehen suchten. Die heroische Geschichte der Selbstbehauptung und Selbstreflexion der russischen Intelligenzija hat ihre Stationen: nach der Revolution von 1905 findet sie sich in einer spektakulären Debatte um die „Wegzeichen“ (publiziert 1909) – einer Rückschau und einer fast prophetischen Diagnose. Nach der Oktoberrevolution meldet sie sich, nun schon im Untergrund und verboten in einer Diskussion „De profundis“ (gedruckt 1918), am Ende des Bürgerkriegs in dem legendären „Briefwechsel aus zwei Zimmerwinkeln“ der beiden berühmten Gelehrten Michail Gerschenson und Wjatscheslaw Iwanow (1921) oder in den Zirkeln der Emigration in Paris, Berlin oder Sofia, die das Ganze nicht- und antibolschewistische politische Spektrum umfassen. In den Jahren der Stalinherrschaft kann es keinen irgendwie unabhängigen Diskurs geben. Erst spät, im Tauwetter der 1950er und 1960er Jahre kommt die Intelligenzija wieder „zu Atem“. Charakteristisch für ihre Wiedergeburt ist der Samisdat, um den herum sich eine neue Öffentlichkeit kristallisiert. „Unter dem Geröll hervor“ oder „Selbsterkenntnis“ hießen zwei ihrer zentralen Publikationen aus den frühen 1970er Jahren. Sie antizipierten gedanklich das Ende der Sowjetunion, doch als es dann soweit war, wurden sie wiederum überrollt vom Chaos und der alt-neuen Macht von Funktionären, Oligarchen und Geheimdiensten. Der lange Sommer der Anarchie in den 1990er Jahren ist längst vorbei, unter Putins autokratischer Restauration hat sich die kritische Intelligenz in die Privatsphäre, ins Internet zurückgezogen oder ins Ausland abgesetzt. Diese Intelligenzija-Geschichte wartet bis heute darauf, in eine gesamteuropäische Geschichte des Geistes integriert zu werden. Für mich aber gehörte die Aufnahme des Kontaktes zur sowjetischen Dissidentenbewegung in den 1970er Jahren zu den prägenden Erfahrungen.

Die durch die Revolution und die Sowjetmacht ins Abseits, in den Untergrund oder ins Exil abgedrängte Reflexion hat nicht nur vieles gesehen, was den auf den Kommandohöhen der Macht Sitzenden entging. Sie hat nicht nur die Zerstörungen, die Verluste bemerkt und festgehalten – in ihrem Schreiben, ihren Tagebüchern, in Reportagen, Analysen –, sondern sie hat auch anders gesehen: so wie man sieht, wenn man zwischen die Fronten geraten ist. Es ist die Situation der An-den-Rand-Geschobenen, der Unterlegenen, der Besiegten, manchmal auch der Opfer, die aus den angestammten Lebensverhältnissen herausgeschleudert waren, die sich aber eine Vorstellung vom Verlust bewahrt und immer noch einen Vergleichsmaßstab – die alte Zeit,

die Welt außerhalb der UdSSR – hatten. Dieser Blick war indes gebrochen durch eine Hinnahme, ja Anerkennung der Unaufhaltsamkeit und Unausweichlichkeit des Geschehens, durch ein fast fatalistisches Sich-Fügen, das eine Klarheit des Blicks generiert, wie sie nur dort möglich ist, wo einer zugleich dazugehört und draußen bleibt, Anteil nimmt und entfremdet bleibt, ein diagnostischer Blick, der nun umso schärfer und klarer sieht – eine Art von „unglücklichem Bewusstsein“. Mein verstorbener Kollege Heinz Dieter Kittsteiner hätte von einer „Einsicht in die Unverfügbarkeit der Geschichte“ gesprochen. Darin drückt sich aus Ohnmacht, die in eine schwebende Interesselosigkeit übergeht, und ein Sehen, das sich ganz auf Registrieren und Fixieren des Erlebten konzentriert. Ein solches hat dem Blick der vorwärtsstürmenden, eine Mission erfüllenden Aktivisten und selbsternannten Avantgarden viel voraus: die Vertrautheit mit den Verhältnissen, die untergehen; den Zauber einer entwickelten, wenn auch elitär beschränkten Kultur; eine Geschmacksbildung und Kultiviertheit, die freilich nichts ausrichten kann gegen die brachiale Rohheit des Umsturzes. Die An-den-Rand-Gedrängten liefern Außenansichten, die jeder Zaungast haben kann, vor allem aber Innenansichten, die nur jemand haben kann, der dazugehört hat. Das ist die Stunde des melancholischen Blicks, der Physiognomiker der Umwälzung, dem wir Bilder von höchster Prägnanz verdanken, die nur jemand produzieren kann, der sich ins Unabänderliche gefügt hat, ohne seine Trauer um die Welt, der er angehört hat und die nun in Trümmern liegt, preisgegeben zu haben. Ich würde sagen, es ist der Blick der Vergangenheitsvertrauten, der von der neuen Zeit Überrollten, die sich dennoch nicht in die Verbittertheit haben hineintreiben lassen und sich einen freien Blick bewahrt haben. Es ist eine ganze Generation, die im Lande selbst – in der inneren Emigration – oder außerhalb der Grenzen – im Exil – sich der Vergegenwärtigung dessen, was geschehen war, gewidmet hat. Sie erkennen, so hat Czesław Miłosz es einmal formuliert, den Unterschied der Welten daran, wie jemand eine Teetasse hält, wie jemand spricht oder gestikuliert. Sie haben ein Auge für das Molekulare, das dem Blick entgeht, der vom strategischen Hochsitz der Kommandohöhen herabblickt, das sich aber auch nicht dem enthüllt, der ganz von unten hinaufschaut.

Diese Arbeit ist im Wesentlichen von Dichtern, Schriftstellern, Intellektuellen geleistet worden, nicht so sehr von der akademischen Geschichtsschreibung. Über weite Strecken war die Literatur das Organon der geschichtlichen Erfahrung, die Schriftsteller waren dort, wo es keinen freien Zugang zu den Quellen, keine freie Forschung und keine autonome Öffentlichkeit gab, in die Rolle eines Platzhalters gedrängt. Die sowjetische Geschichtsschreibung berief sich auf die Gesetze des Dialektischen und des Historischen Materialismus, sie hatte ihre klare Vorstellung vom geschichtlichen Prozess, in dem es wie auf einer Rolltreppe immer aufwärts in die nächste Etage ging. Das sind natürlich Verkürzungen und Verschärfungen. Sie war nicht nur ideo-zentriert, ideo-logisch, sondern teleo-logisch. Wo es nur um den Voll-

zug einer szientistisch verstandenen Fortschrittsgeschichte ging, standen Reflexion und Innehalten unter einem Generalverdacht. Reflexion förderte Unsicherheit und Skepsis, zersetzte jene Parteilichkeit und Härte, die im praktisch-politischen Geschäft erforderlich waren. Der Sammelbegriff für all diese als kleinbürgerlich denunzierten Schwächen war Melancholie, sodass Wolf Lepenies zurecht von einem „Melancholieverbot“ im Herrschaftsbereich des Marxismus-Leninismus sprechen kann.

Das Denken, wenn es nicht gerade naturwissenschaftlich-technologisch systemrelevant war und deshalb gefördert wurde, zog sich zurück in die Räume, in denen es sich artikulieren konnte: an den Rand, in die Privatsphäre, in die Zwischenräume des Halböffentlichen. Und dort – ich nenne diesen sozialen Ort erst einmal die „Moskauer Küche“ – hat sich jener Raum herausgebildet, der vergleichbar den bürgerlichen Salons des 18. und 19. Jahrhunderts, zum Überlebens- oder auch Geburtsort einer halbwegs autonomen Protoöffentlichkeit wurde. Es treffen sich dort nicht Expertengruppen, sondern Liebhaber aus den verschiedensten Disziplinen, also transdisziplinär; es treffen sich nicht Vertreter von Institutionen, sondern Freiwillige, die sich etwas zu sagen haben; die Themenwahl ist unbegrenzt, es geht um „Gott und die Welt“. Man ist auf Repression gefasst, aber man wird geschützt durch das Netzwerk der Freundschaft, durch die Gemeinschaft. Dort treffen sich die Nachkommen der Opfer und die Opfer der Opfer, auch mündig gewordene Mitglieder der Nomenklatura. Das Gespräch ist transgenerationell. Man muss das geistige Milieu dessen, was ich hier als „Moskauer Küche“ bezeichne, nicht im Nachhinein erklären, aber dort war der soziale Ort, der Produktionsraum, der Echo- und Resonanzraum, in dem im späten Sowjetimperium, jedenfalls in den Großstädten, das freie Gespräch eine neue Heimat gefunden hatte und mit ihr auch das Melancholische. Die „Moskauer Küche“ hatte sich im Schatten der langen Stagnation einer Spätzeit herausgebildet, sie war der geistige Wartesaal der Generation der sogenannten „60er“, die ihr ganzes Leben nicht für den Markt der Ideen, sondern für ihre Schubladen und für die Selbstverlage im Untergrund produziert hat und deren Stunde kam, als es für sie schon zu spät war – in der Zeit der Perestroika der End-80er des letzten Jahrhunderts. Dies war der Ort im Schatten der Stagnation, der angehaltenen Zeit, Kompensation für eine „vita activa“, Leben, das in Zirkeln, Freundeskreisen, Solidaritätsgemeinschaften und Opferzusammenhängen dahinlebte, weil es keine Chance hatte, öffentlich wirksam zu werden, ein Raum der erzwungenen Langeweile, des Zynismus ebenso sehr wie der sich im Unendlichen verlierenden Reflexion. Aber in diesen Rückzugsräumen, in der Einsamkeit und Isolation, in der inneren und äußeren Verbannung sind jene Werke entstanden und Charaktere gewachsen, in denen die geschichtlichen Erfahrungen der sowjetischen Gesellschaft – vor aller offiziellen Geschichtsschreibung – festgehalten wurden. Es waren freilich „Versuche einer künstlerischen Bewältigung“ – so der sarkastische Alexander Solschenizyn einschränkend über seinen „Archipel Gulag“; es waren der Kälte, dem Hunger, dem

bloßen Krepieren abgerungene Texte von Überlebenden wie die Kolymaer Erzählungen Warlam Schalamows, dessen Prosa von der Erfahrung der totalen Hoffnungslosigkeit geprägt ist, wenn er sagt: „Die Hoffnung bedeutet für einen Häftling immer eine Fessel. Hoffnung ist immer Unfreiheit. Ein Mensch, der auf etwas hofft, ändert sein Verhalten und verstellt sich öfter als ein Mensch, der keine Hoffnung hat.“ Und es ist das ungeheuerliche Epos „Schicksal und Leben“ des Wasili Grossman, der auf seinem Weg von Stalingrad nach Berlin Europa neu vermisst: die Welt der Lager zwischen Workuta und Buchenwald, zwischen Kulaken-Deportation und Judenmord. Solschenizyn wurde ins Exil verbannt; Grossmans späte Werke wurden in der Sowjetunion nicht gedruckt, er starb früh; Schalamow ging einfach zugrunde, einsam und vergessen.

Das Ende der Sowjetunion, die Öffnung der Archive hat die Situation – wenigstens für einen langen Augenblick in den 1990er Jahren – radikal verändert, verbunden mit einer – zeitweiligen – Normalisierung der Geschichtsarbeit und mit einem Statusverlust der Literatur, die nun entlastet war von ihrer Funktion, Gedächtnis und Gewissen der Nation sein zu müssen. Aber eine Geschichtsschreibung des sowjetischen Jahrhunderts sollte die in der Selbstreflexion der Intelligenz und in der Literatur zum Tragen kommenden, von Trauer und Melancholie getragenen oder gar generierten Erkenntnisse nicht einfach als zufällige und bloß subjektive Zeugnisse abtun, sondern sie in gewissem Sinne als heuristischen Schlüssel für die Vergegenwärtigung der Epoche nutzen. Die „melancholische Stimmung“ wäre dann in einem methodischen Sinne relevant und ernst genommen.

„Östliches Gelände“, Landschaft nach der Schlacht, totale Verlassenheit

Ich muss von einer zweiten prägenden Erfahrung sprechen: der Fahrt Mitte der 1960er Jahre in die Tschechoslowakei. Es war die Entdeckung eines Kontinents jenseits der Bundesrepublik, aber es war damals noch nicht absehbar, dass irgendwann dieser Kontinent wieder auftauchen würde, Mitte der 1980er Jahre in jenem berühmten Essay von Milan Kundera: „Un occident kidnappé. Ou la tragédie de l'Europe centrale“. Es war aber schon vom ersten Augenblick auch dem noch nicht mit dem Gelände Vertrauten klar, dass es sich um ein sehr spezifisches handelte: einerseits äußerlich unversehrt im Vergleich zu den immer noch vom Bombenkrieg und der Nachkriegsmoderne gezeichneten westdeutschen Städten, die ich kannte, andererseits aber überall die Spuren der Verheerung und Entvölkerung – im Prag der Altneuschulsynagoge, des alten jüdischen Friedhofs, Kafkas Geburtshaus, das Territorium einer tschechisch-jüdisch-deutschen Kultur, von der kaum noch etwas geblieben war, der Besuch in Terezin/Theresienstadt, aber auch der traurige Anblick verlassener und verwahrloster Bauernhöfe und Kirchen, als der Zug das Grenzgebiet des ehemaligen „Sudetenlandes“ durchfuhr. Diese Wahrnehmungen wiederholten

sich bei den Reisen in den folgenden Jahren immer wieder, besonders nach dem Comeback Mitteleuropas im Horizont der Europäer: Ein Gelände, vielfach kodiert und immer wieder überschrieben, Schichtungen und Zeitschichten, die man mit bloßem Auge identifizieren und dechiffrieren konnte. Mitteleuropa wurde schnell zum Terrain einer mächtigen Welle der Nostalgie, der Suche und der Beschwörung einer verlorenen Kultur. Der „Nostalgia“, übrigens ein 1688 von dem Basler Johannes Hofer erfundener Terminus für „Heimwehe“, stand noch eine große Karriere bevor; je rascher sich die Welt veränderte, desto mehr wurde die Vergangenheit beschworen, meist als angeblich einmal heil gewesene „Welt von gestern“.

Wo immer man unterwegs war in diesem Streifen des mittleren und östlichen Europas, man stieß immer auf beides: auf eine unvorstellbar komplexe und reiche Kultur, die es vor den Katastrophen des 20. Jahrhunderts gegeben hatte, die keine nostalgische Erfindung war, und auf die Ruinenlandschaft, die Krieg, Völkermord, ethnische Säuberung und eine lange Periode der Provinzialisierung und Entfremdung hinterlassen hatten. Wer sich in diesem Gelände zwischen Riga und Triest, zwischen Wilna und Czernowitz bewegte, traf immer auf beides: auf den Glanz und die Produktivität einer Region, deren Grenzen fließend waren und die sich wesentlich als Kulturzusammenhang definierte einerseits, sowie auf die Spuren der Verwüstung andererseits – die Massengräber entlang der Straßen, auf denen Wehrmacht und Einsatzkommandos vorgerückt waren, Namen von Orten, die bis vor Kurzem kaum einer kannte: Maly Trostinez bei Minsk, Bikierne bei Riga, Babyn Jar in Kiew. Neben die alten Metropolen rückten die „Metropolen des Todes“, wie es der Auschwitz-Überlebende Otto Dov Kulka in seinen Erinnerungen nennt. Diese Wege überkreuzen sich mit den Wegen, auf denen sich auch die sowjetische Macht bewegt hatte, sodass wir es fast überall mit Spuren eines doppelten Unglücks zu tun bekommen: mit den Massengräbern, die die Deutschen und die Sowjets hinterlassen haben – oft in nächster Nachbarschaft voneinander wie in Lemberg oder Winnyzja. Manchmal wird darum gestritten, auf wessen Konto sie gehen. Keine Stadt in diesem Gelände ist im 20. Jahrhundert unversehrt geblieben. Nicht Salonika, „The City of Ghosts“, wie sie Mark Mazower genannt hat, nicht das Novi Sad Aleksandar Tišmas, nicht Warschau, dessen Grundriss nach der Verbrennung des Gettos und der Niederschlagung des Aufstandes kaum mehr wiederzuerkennen ist, nicht Königsberg, die Stadt Immanuel Kants und Hannah Arendts, nicht Breslau, die Stadt von Fritz Stern und einer Universität mit zehn Nobelpreisträgern. Städte und Landschaften kann man lesen wie Texte, sie sind Dokumente sui generis. Wie man das in einer Landschaft nach der Katastrophe macht, weiß jeder, der Claude Lanzmanns „Shoah“ gesehen hat. Falls einer an die Orte zurückkehrt, aus denen er vertrieben wurde, an denen er alles verloren hat, wird er es nicht ohne Trauer und Melancholie tun, was man den vielen Erinnerungen – so grundverschieden ihre Schicksale oft sind – auch ansehen kann: Saul Friedländer im Prag seiner Kindheit, Ryszard Kapuscinski im heute weißrussischen Pinsk, Gräfin Dönhoff im einstigen Ostpreußen.

Vor allem aber war das östliche Mitteleuropa Schauplatz tiefer, ja grenzenloser Verzweiflung, die dort am tiefsten war, wo es keinen Ausweg, keine Fluchtmöglichkeit mehr gab, wo man zwischen den Fronten gefangen war, wo es keinen letzten Dampfer, keinen rettenden Hafen, keine Grenze mehr gab, jenseits derer man in Sicherheit gewesen wäre. 1944 haben Max Horkheimer und Theodor W. Adorno ihre „Dialektik der Aufklärung“ verfasst, ihr – wie man sagt – „schwärzestes Buch“, fatalistisch und melancholisch im Ton. Aber der Ort, an dem die „Dialektik der Aufklärung“ erst vollständig sich zu erkennen gab, war nicht Pacific Palisades, sondern irgendwo östlich von hier. Man kann sich hier nicht mehr in die Rede von der „Ambivalenz“ und der „Ambiguität der Moderne“ und dergleichen Formulierungen flüchten, die dazu angetan sind, einem aus den unauflösbaren „Antinomien“ und harten „clashes“ herauszuhelfen. Nichts führt über die Brüche hinweg. Die „Dialektik der Aufklärung“ ist, so empfinde ich es, inkomplett, solange die Kapitel, die Schalamow und Grossman oder Tadeusz Borowski beigeleitet haben, nicht mitbedacht und eingefügt sind. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Erfahrung der totalen Verlassenheit und Ausweglosigkeit, in der sich die Menschen zwischen den Fronten fanden, spurlos an einer Geschichte Europas im 20. Jahrhundert vorübergeht.

Die melancholische Anfechtung beim Schreiben der Geschichte

Nun gibt es beim Schreiben der Geschichte selbst ein Moment, das ich als „melancholische Anfechtung“ bezeichnen möchte. Es ist der Augenblick, in dem sich entscheidet, ob sich das unendlich disparate Material, der unüberschaubare Stoff, die sich überkreuzenden und auseinanderlaufenden Entwicklungs- und Lebenslinien fügen oder nicht, und wo sich die Frage stellt, ob wir darauf vertrauen, dass wir jenen Punkt herausfinden, treffen, an dem sich ein Ereignis, eine Wendung, eine Entscheidung herauskristallisiert, oder ob wir mit Berufung oder im Vertrauen auf eine Geschichtsprozessordnung schon wissen, wie die Sache weiter und zu Ende gehen wird. Es ist ein höchst dramatischer Augenblick, in dem sich entscheidet, ob wir die vorgebliche Sicherheit, die uns eine Geschichtsprozessordnung bietet – sei sie nun durch Strukturen, Idealtypen, Modelle, Systeme oder gar eine Idee garantiert –, in Anspruch nehmen oder uns auf den Fall einstellen, in dem etwas zusammenschießt, zu einem Ereignis, zu einer Zäsur wird – unerwartet, plötzlich, nicht vorhersehbar: Der Augenblick der Kontingenz, die sich nicht herstellen, nicht prognostizieren lässt, sondern der wir auf die Spur kommen müssen.

Historiker belassen es nicht bei den „res gestae“, sondern arbeiten an der „historia“. Sie verfassen die Erzählung, von deren Legitimität und Kraft sie auch nach diversen Proklamationen vom Ende der „Meistererzählungen“, der „grands récits“, mehr denn je überzeugt sein dürfen. Sie sind nach wie vor mit allen großen Fragen konfrontiert: Wie findet man überhaupt einen Zugang zu einer Welt, zu einem Er-

fahrungs- und Erwartungshorizont, von dem man qua später Geburt ausgeschlossen ist? Wie wird man nicht nur den Fakten, die wir akribisch aus der dokumentarischen Überlieferung herauslesen, gerecht, sondern auch den Personen, über die wir einerseits „sine ira et studio“ schreiben sollen, denen wir aber nur gerecht werden können, wenn wir ihnen nahekommen, ohne dabei aber unsere Distanz preiszugeben? Wie bringt man das Geschehen zusammen, das sich nicht nur im Nacheinander, chronologisch, abspielt, sondern im Nebeneinander am gleichen Ort, da wir mit Friedrich Schiller doch wissen: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Die Erzählung, an deren Notwendigkeit wir festhalten, soll all dies zusammenbringen – ohne Zwang, zwanglos, ohne Oktroy eines Modells, eines Systems, von keiner „unsichtbaren Hand“ und von keinem Gott gelenkt, „einfach so“. Ich bin der Überzeugung, dass dieser Moment unabweislich in jeder historischen Arbeit auftritt, ein transitorischer, aber entscheidender Augenblick. Ich kann mir historisches Arbeiten ohne diesen Moment, in dem (wieder) alles offen ist, nicht vorstellen, ohne den Moment, in dem eine Ahnung von Resignation auftaucht und die Kapitulation vor der überwältigenden Komplexität des Stoffs ganz nahe gerückt ist. Es ist jene Situation, die in Wittgensteins Diktum genau erfasst ist: „Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ Ich möchte diesen Moment der Möglichkeit, in dem alles offen ist, des Verstummens oder Verstummens-Könnens als melancholischen bezeichnen. Hier kann Zweifel in Verzweiflung umschlagen. Es geht dabei um die Ahnung von der Möglichkeit eines Scheiterns, nicht darum, ob man mit einem Kapitel nicht klarkommt, ob noch eine Archivalie von zentraler Bedeutung fehlt oder die Gliederung umgestellt werden muss, sondern darum, ob sich alles gefügt hat und wie es in Benjamins Kommentar zu Paul Klees Bild vom „Angelus Novus“ heißt: „Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen.“ Dies, ohne ihnen ein Modell überzustülpen oder in die Beliebigkeit der Montage zu flüchten.

Ich empfinde selbst, dass in den vorgetragenen Überlegungen eine Gefahr liegt, nämlich: scharfe Gegensätze aufzulösen und zu vernebeln, Bestimmtes vage werden zu lassen, Quantifizierbares, Zählbares, Datierbares in Stimmung und Atmosphärisches aufzulösen und den Erkenntnisgewinn, der in der Verunsicherung steckt, wieder zu verspielen. Aber ohne dieses Risiko geht es nicht ab. Wenn ich akustisch diesen Moment fassen sollte, dann würde ich jene Szene in Mozarts „Zauberflöte“ nennen (5. Szene im 1. Aufzug), wo Tamino allein, auf sich gestellt und nur von der atemberaubend schönen Flötenstimme begleitet, sicher-unsicher-tastend voranschreitet und die letzten Prüfungen, die Sarastro und die Priesterschaft ihm bereithalten, hinter sich bringt.

Ich habe versucht zu zeigen, dass die Geschichtsschreibung, die das melancholische Moment erkennt und heuristisch für sich nutzt, einen Erfahrungs- und Erkenntnisgewinn daraus ziehen könnte. Ich habe versucht darzulegen, dass ein Gang über die historische Ruinenlandschaft des östlichen Europa wohl deprimierend ist, aber uns auch zeigen könnte, wie dieser veränderte, erweiterte Erfahrungshorizont zu einer Radikalisierung der Infragestellung der europäischen Fortschrittsgeschichte führen könnte. Und ich versuchte schließlich klar zu machen, dass man die Erfahrung des Scheitern-Könnens nicht als einen Defekt, sondern eher als ein Plus, als einen Zuwachs an Umgangssicherheit mit dem Unerwarteten, Unvorhersehbaren, Kontingenzen betrachten kann.

Ich komme zum Schluss.

Melancholie und Geistesgegenwart

Ich frage mich selbst, ob diese Überlegungen zur Produktivität des Melancholischen nicht einer Zeit angehören, die gerade dabei ist, zu vergehen, also ein Anachronismus sind. Ist es so, dass sie noch ganz und gar im Schatten oder Bann des „annus mirabilis“ 1989 stehen könnten, in dem so viele von einem Ende der Geschichte und dem Anbruch eines Zeitalters des Ewigen Friedens sprachen, das nun doch nicht kam? Ein Vierteljahrhundert später wissen wir mehr, „die Geschichte“ lief anders, ging ihre eigenen Wege, kümmerte sich nicht um Projektionen, Wunschvorstellungen, Happy Ends und die beruhigende Teleologie, die in der Rede von der Transformation steckte. Stattdessen sind wir konfrontiert mit Kriegen, Bürgerkriegen, Schrecken in den Metropolen und säkularen Flucht- und Wanderungsbewegungen. Wie schon zu Robert Burtons frühem 17. Jahrhundert, ein Zeitalter der Kriege, Massaker und Gräueln, so bietet sich auch jetzt die Schwermut als Antwort auf eine aus den Fugen geratene Welt an. Rückzug, Sich-heraus-Halten, Resignation oder Flucht in die Nostalgie, besonders dort, wo das letzte Imperium, das sowjetische, untergegangen ist, und ein anderes Imperium, das amerikanische, erst dabei ist, den ihm angemessenen Ort zu finden. Melancholie ist ein süßes Gift in solchen Zeiten. Indem sie einen Sinn für die Nachtseite der Geschichte hat, verstärkt sie vielleicht noch deren Effekt, zieht einen hinab, man läuft Gefahr, ins Apokalyptische abzugleiten oder durchzudrehen. Das wollen wir, soweit ich sehe, alle nicht. Wir wollen uns nicht sentimental träumen von einem Ewigen Frieden hingeben, wir wollen uns nicht der Illusion hingeben, wir seien die Herrn des Verfahrens im Weltmaßstab, aber auch nicht in Prophezeiungen, die nur einer Cassandra zustehen, flüchten, sondern wach sein, hellwach für das, was jetzt, im „Dunkel des gelebten Augenblicks“, wie Ernst Bloch die Gegenwart genannt hat, geschieht. Und vielleicht wächst der Melancholie hier doch ganz unerwartet eine wichtige Rolle zu: Desillusionierung als Form der Selbstaufklärung, distanzierter Blick, Schärfung des Sinns, der einem hilft, „mit den

Beständen zu rechnen“, so Gottfried Benn. Die Melancholie, meist im Sechserpack von Ermattung, Resignation, Dekadenz, Sentimentalität, Nostalgie, Kitsch im Handel, hat, was oft vergessen wird, eine kritisch-starke Seite, die sie zur Verbündeten, zum Organon der Aufklärung macht, welche die dunkle Seite manchmal allzu selbstsicher überspielt und vorschnell unter Irrationalismus-Verdacht stellt. Melancholie ist eben nicht Träumerei und Hirngespinnst, sondern genaues Hinsehen, Wachheit, geschärfter Sinn für Übergänge, für Mischungsverhältnisse, für das was der Fall ist, diesseits der Utopie.

PROFESSOR DR. KARL SCHLÖGEL

Curriculum Vitae

1969–1981	Studium der osteuropäischen Geschichte, Philosophie, Soziologie und Slavistik an der Freien Universität Berlin
1982	Promotion
1982–1983	Studium an der Moskauer Staatlichen Lomonossov-Universität
1984–1989	Freier Schriftsteller, Übersetzer und Privatgelehrter
1990–1994	Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Konstanz
1994–2013	Professor für Osteuropäische Geschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder

Fellowships (Auswahl)

2002	Visiting Professor St. Antonys College, Oxford
2005/2006	Historisches Kolleg, München
2010	Center for Advanced Studies der Ludwig-Maximilians-Universität (CAS), München
2010/2011	Wissenschaftskolleg zu Berlin
2013/2014	Carl Friedrich von Siemens Stiftung, München
2015	Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien
2016/2017	Carl Friedrich von Siemens Stiftung, München

Publikationen (Auswahl)

- Der renitente Held. Arbeiterprotest in der Sowjetunion 1953–1983. Hamburg 1984
- Moskau lesen. Berlin 1984 (erweiterte Neuauflage: München 2011)
- Berlin Ostbahnhof Europas. Russen und Deutsche in ihrem Jahrhundert. Berlin 1998
- Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang. München 2002
- Petersburg. Das Laboratorium der Moderne 1909–1921. München 2002
- Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München 2003
- Terror und Traum. Moskau 1937. München 2008
- Grenzland Europa. München 2013
- Archäologie des Kommunismus. München 2014
- Entscheidung in Kiew. Ukrainische Lektionen. München 2015

**BILDER
DER PREISVERLEIHUNG**



Grüßwort des Kuratoriumsvorsitzenden Andreas Wirsching



Wissenschaftsminister Ludwig Spaenle, die Ehefrau des Preisträgers Sonja Margolina, Preisträger Karl Schlögel und Kuratoriumsvorsitzender Andreas Wirsching (v. l. n. r.)



Grüßwort des Wissenschaftsministers Ludwig Spaenle



Feierliche Preisverleihung im Saal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Münchner Residenz



Kuratoriumsvorsitzender Andreas Wirsching übergibt den Preis in Anwesenheit von Martin Schulze Wessel und Benjamin Wimmer an Karl Schlögel (v. l. n. r.)



Verleihung des Preises des Historischen Kollegs (v. l. n. r.): Kuratoriumsvorsitzender Andreas Wirsching, Preisträger Karl Schlögel, Laudator Martin Schulze Wessel und der Beauftragte des Vorstands der Alfred und Cläre Pott-Stiftung Benjamin Wimmer



Festvortrag des Preisträgers Karl Schlögel



Kuratoriumsvorsitzender Andreas Wirsching, der Präsident des Bayerischen Verfassungsgerichtshofes Peter Küspert und der Beauftragte des Vorstands der Alfred und Cläre Pott-Stiftung Benjamin Wimmer (v. l. n. r.)



Wissenschaftsminister Ludwig Spaenle mit dem Preisträger Karl Schlögel